

Jahrgang I.

No. 12.

März 1912.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Die Bergarbeiter. — Tagebuch aus dem Gefängnis. —
„M. N. N.“ — Bemerkungen. — Die Stimmrechts-Amazonen. —
Die Geheimnisse von Czenstochau. — Ein Opfer seines Berufs. —
Bittingers Fehltritt.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Kain-Kalender

für das Jahr 1912

Herausgeber: ERICH MÜHSAM

Sämtl. Beiträge sind vom Herausgeber :: Preis 1 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN, Baaderstrasse 1 a.

NEUE BLÄTTER

H A L B M O N A T S S C H R I F T

erscheint am 5. und 20. jeden Monats im Format von 24X32 mit ein
bis zwei Handzeichnungen zum Preise von 25 Pf., jährlich Mk. 5.50.

INHALT

des ersten Heftes: MATISSE: Akt / CLAUDEL: Rezitation aus der Einsetzung des Ruhetages / PASCOLI: Der Taumel / DÄUBLER: Der Nachtwandler / PHILIPPE: Briefe / LEHMBRUCK: Akt /

des zweiten Heftes: GENGWA HIROMI: Chinesischer Holzschnitt / CLAUDEL: Magnificat / CLAUDEL: Aufbau der Kirche / CLAUDEL: Ausschau vom Meer auf das Land / CLAUDEL: Besuch / CLAUDEL: Der Schauende / CLAUDEL: Beschluss /

des dritten Heftes: DERRAIN: Holzschnitt / GEIGER: Ode / GIDE: Mopsus / RAY: Jules Romain

des vierten Heftes: RODIN: Akt / PEGUY: Mystereium / GIDE: Anmerkungen / TREUGE: Gedichte / L'ARBAUD: Barnabas /

Spätere Nummern bringen Handzeichnungen von

RODIN / MÜNCH / PICASSO / BARLACH / RENOIR

Probenummern werden umsonst nicht abgegeben,

jede gute Buchhandlung wird zum Bezug der NEUEN BLÄTTER empfohlen. Wo diese Art des Bezuges auf Schwierigkeiten stösst, erfolgt der Versand gern durch den Verlag, der das Porto besonders berechnet.

ERICH BARON / VERLAG / BERLIN W. 15/205

Jahrgang I.
No. 12.

München,
März 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“. München, Baaderstrasse 1a.

Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.

Dieses Heft schliesst den ersten Jahrgang des „Kain“ ab. Die Abonnenten werden gebeten, den Abonnementpreis für das nächste Jahr an die Geschäftsstelle einzusenden. Von denen, die das Blatt weder neu- noch abbestellen, wird das Jahresabonnement, ihr Einverständnis vorausgesetzt, bei Zusendung des Aprilheftes durch Postnachnahme einkassiert werden. Dem Aprilheft wird Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum ersten Jahrgang beigelegt werden, damit sich die Leser den „Kain“ nach Jahrgängen binden lassen können.

KAIN-VERLAG.

Die Bergarbeiter.

Abgesperrt von jeglichem Sonnenlicht, klaftertief unter dem Erdreich, in jedem Moment der Gefahr schlagender Wetter ausgesetzt, verrichten die Kohlenarbeiter ihr schweres Werk. Giftiger Staub setzt sich in ihre Lungen fest und zerstört ihre Lebenskraft vor der Zeit, — ihre Aufseher aber, die Stellvertreter ihrer Arbeitgeber, prüfen, messen und wägen, ob jeder einzelne auch genug Kohlen zutage fördert, und feilschen, um ihren Auftraggebern ge-

fällig zu sein, dem armen Arbeiter von seiner kärglichen Besoldung immer noch ein Weniges ab. Akkordarbeit nennt man das System, nach dem sich die Entlohnung nicht um die Zeit einer Anstrengung, sondern um die Quantität des Geleisteten kümmert. In jeder vernünftig eingerichteten Gesellschaft wäre es selbstverständlich, dass das Resultat einer Leistung den Nutzen bestimmte, den der Arbeiter von seiner Mühe hätte. In der kapitalistischen Gesellschaft hingegen ist diese Methode die denkbar ungerechteste, und der Hinweis der Kapitalisten auf das moralische Prinzip, dass sich der Lohn einer Arbeit nach dem Ausmass ihres Ertrages richten müsse, ist tückisch und verlogen.

Diejenigen, die mit dem Risiko ihrer Gesundheit und ihres Lebens die Arbeitsgerätschaften fremder Menschen handhaben und dem Besitze einer privilegierten Minderheit seine Nutzbarkeit verschaffen, haben an der Verwertung ihrer Produktion nicht das geringste Interesse. Ihr Arbeitstrieb wird von keinem ethischen Gefühl, von keiner Gegenseitigkeitsverpflichtung gespornt, sondern ausschliesslich von dem Zwang, für sich und ihre Familien den notwendigsten Unterhalt herauszuschlagen. Die Unternehmer dagegen, die als einziges Risiko ihr spekulatorisches Interesse einsetzen, fordern die höchste Anspannung der manuellen Leistungskraft der Arbeiter, weil ihnen bei der Ueberszahl arbeitsfähiger Menschen am Leben des einzelnen gar nichts, an der Ergiebigkeit der Arbeit möglichst Weniger alles liegt. Um dieses Höchstmass der Anstrengung zu erzielen, werfen sie die Aussicht auf bessere Lebensführung ausserhalb der Grube den Arbeitern als Köder hin und bewirken dadurch bei allen Arbeitern eine Ueberspannung der Leistungskraft, mithin frühzeitige Abwirtschaftung der Organe und verkürzte Arbeitsfähigkeit, die nur dem Arbeiter zum Schaden gereicht, weil der Unternehmer ja jederzeit jungen unerschöpften Ersatz findet, Untergrabung des kameradschaftlichen Ge-

fühls und bei den Beamten und Aufsehern Herausforderung chikanöser Willkür und Grossmannssucht

Die englischen Grubenarbeiter fordern angesichts dieser Verhältnisse die Festsetzung von Mindestlöhnen, um dadurch der unumschränkten Despotie der Bergwerksbesitzer entgegenzuwirken. Der Wille derer, deren Arbeitskraft das Kapital ausbeutet, um Kapital sein zu können, hat nur einen Weg, sich Geltung zu verschaffen: die Verweigerung der Arbeitskraft, den organisierten, solidarischen, konsequenzbereiten Streik. Diesen Weg hat die englische Bergarbeiterschaft beschritten, und wir sehen gegenwärtig einer der grossartigsten Kraftproben zwischen Arm und Reich zu, die die Geschichte der Arbeiterbewegung bisher geboten hat.

Der Umfang des Kampfes (und noch weniger die Forderungen der Streikenden) ist das Wichtigste nicht, was bei der Beobachtung des Vorgangs den sozial bewegten Zeitgenossen in Atem hält. Es ist vielmehr das Land, in dem die Aktion geführt wird, und der Vergleich mit parallelen Streikerscheinungen, was hier so ungeheuer interessant und aufregend ist. England ist — daran ändert die monarchische Verfassung gar nichts — eines der demokratischsten Länder der Erde. Radikal-demokratische Oppositionsparteien haben dort infolgedessen mangels grosser und umwälzender Programmforderungen sehr wenig Aussicht auf starke Popularität. Auf wirtschaftlichem Gebiet haben die Trades-Unions so ausgiebig auf eine relative Friedlichkeit zwischen Kapital und Arbeit hingearbeitet, dass England vielen als ein Beispiel für die Lehre galt, die eine natürliche eruptionslose Entwicklung von kapitalistischem zu sozialistischem Gesellschaftgefüge behauptet. Man traute den grossbritannischen Arbeitern die Entschlossenheit zu radikaler Selbsthilfe umsoweniger zu, als eine politische Parlaments-Vertretung der Proletarier in den drei Königreichen so gut wie gar nicht existiert.

Da traten vor einem halben Jahre plötzlich die Seeleute in den Streik. Mit einer Bewusstheit, mit einer in sich selbst gegründeten Disziplin wurde der Kampf begonnen und mit Hilfe der verwandten Gewerke zum Erfolg geführt, die auf dem ganzen europäischen Festland verblüffte, und die plötzlich zeigte, dass gerade England Vielleicht den bestgedüngten Boden für radikale sozialistische Wandlungen hat.

Zumal in Deutschland, dessen Arbeiterschaft sich nirgends laut genug ihrer straffen Gewerkschaftsorganisationen rühmen kann, konnte ein grosser Streik, der die Besserung der Lebenslage einer das ganze Reich umspannenden Arbeitergruppe zum Ziele hatte, noch nie durchgeführt werden, obwohl doch gerade hier die Verfassung der Arbeiterorganisationen eine durchaus zentralistische ist, und obwohl doch hier die Meinung allgemeine Gültigkeit hat, dass ein zentrales Kommando allein geeignet ist, eine grosse gemeinsame Aktion zu dirigieren. Ueberschauen wir aber nach rückwärts die grossen Arbeiterkämpfe der letzten Jahre in Deutschland, so stösst die Erinnerung immer nur auf partielle Lohnbewegungen. Handelte es sich einmal um Kämpfe, die gleichzeitig in verschiedenen Distrikten geführt werden mussten, so hörten wir stets von den Arbeitern die bittere Anklage, ihnen sei der Kampf von den Arbeitgebern aufgezwungen, sie hätten keinen Streik begonnen, sondern seien ausgesperrt worden. Die reichste, disziplinierteste und an Zahl mächtigste organisierte Arbeiterschaft der Welt lässt sich also immer wieder in die Defensive drängen und findet auf keinem Gebiet den Mut zu einer entschlossenen Aggressivität.

Man erinnere sich an den grossen Textilarbeiterstreik in Crimmitschau im Jahre 1902. Die Kasse der Gewerkschaft war bis zum Rande voll. Täglich liefen aus allen Teilen des Landes und des Auslandes tausende und abertausende Mark für die Ausständigen ein, die sich bei der Kläglichkeit ihrer Lage aller Sympathien erfreuten. Der

„Vorwärts“ berichtete triumphierend, der Streik sei mit den vorhandenen Mitteln noch monatelang zu halten. Am Tage nach dieser Mitteilung aber brachte derselbe „Vorwärts“ die Nachricht, die Arbeit sei von den Streikenden bedingungslos wieder aufgenommen worden, und als Grund wurde angegeben, bei längerer Arbeitsstockung wäre die ganze Industrie zugrunde gegangen, diese Verantwortung habe die Streikleitung nicht tragen wollen. Einmal angenommen, diese Begründung sei aus ehrlichem Herzen gekommen (in Wahrheit wurde der Streik natürlich von der sozialdemokratischen Partei inhibiert, die fürchtete, durch den fortwährenden Zustrom von Arbeitergroschen in die Streikkasse werde der Reichstagswahlfonds für 1903 Schaden leiden), — also die Aufrichtigkeit der Entschuldigung für die Niederlage einmal vorausgesetzt, erheben sich diese Fragen: Ist es Sache der Arbeiter, sich um den Bestand einer Industrie zu sorgen, für die zu schaffen so unerträglich ist, dass selbst sächsische Weber gegen sie in den Streik treten mussten? Weiter: Treibt eine Industrie ihre Unerbittlichkeit gegen Streikforderungen bis zum eigenen Zusammenbruch, da doch das Bedürfnis nach Leinenproduktion angeblich nach wie vor bestand, ist dann nicht die Zeit gekommen, wo die Arbeiter mit Hilfe der grossen für den Streik gesammelten Kapitalien die Fabriken in eigene Regie nehmen und die sozialistische Tat der Begründung einer Produktivgenossenschaft unternehmen sollten? Drittens aber: Wäre nicht die selbstverständliche Folge der Bedenken der Streikleitung die gewesen, in sämtlichen Textilfabriken Deutschlands den Solidaritätsstreik zu proklamieren, um dadurch der Konkurrenz den Profit aus dem Streik abzuschneiden und gleichzeitig die Arbeiter der anderen Gegenden von der Verantwortung streikbrecherischer Verräterei zu entlasten? Die zentralgewaltigen Dratzieher aber dachten anders, bliesen zum Rückzug und

bängten den armen Webern das alte Elend wieder auf den Buckel.

Noch widerlicher war das Verhalten der politischen Klassenkämpfer bei dem Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet im Jahre 1905. Die Aussichten standen für die Arbeiter glänzend. Sehr gegen den Willen der Zentralleitung griff die Bewegung immer weiter um sich, alles Bremsen half nichts, die Ausständigen begriffen den Vorteil ihrer Situation und beschlossen über die Köpfe der Herren Sachse und Huë hinweg, den Streik weiterzuführen und auszudehnen. Französische und belgische Gruben erklärten sich mit den Deutschen solidarisch, sodass in einem sehr umfänglichen Bezirk die Bergarbeit ruhte. Inzwischen hatte sich die preussische Regierung ins Mittel gelegt und mit den parlamentarischen Streikführern unterhandelt. Der Handelsminister Möller versprach ein Bergarbeitergesetz, und obgleich er keinerlei Garantien gab, was darin verfügt werden sollte, und obendrein noch im preussischen Abgeordnetenhaus eine Rede hielt, in der er unverhohlen seine Sympathie für die Bergwerksbesitzer aussprach, ging jetzt in der Parteipresse, in den Knappschaftszeitungen und in den Reden der sogenannten Vertrauensleute ein aufgeregtes Gegacker an, die Bergarbeiter dürften der Legislatur nicht vorgreifen, sie müssten ihrem Führern folgen, sie vergingen sich gegen die Disziplin, und wenn sie nicht aufhörten zu streiken, seien alle Bande frommer Scheu gelockert. Natürlich liessen sich die Streikenden nicht stören und verweigerten den Leitern den Gehorsam, die das unglaubliche Ansinnen an sie stellten, ihre Position im günstigsten Moment aufzugeben. Selbst die Drohung, die Streikzuschüsse würden gesperrt werden, verfing nicht. Da griff man endlich zu einem ganz infamen Mittel. Man verbreitete — das alles ist erweislich wahr — in wichtigen Streikorten Flugblätter mit der Behauptung, anderwärts sei die Arbeit wieder aufgenommen worden. Diese Lüge brachte natürlich Ver-

wirring in den Kampf. Wurde erst wieder in einigen Zechen gearbeitet, so hatte der Streik in den andern keinen Sinn mehr. Der Streik ging also verloren und es trat der beispiellose Fall ein, dass die deutschen Arbeiter an ihren belgischen Kollegen, die für sie in den Solidaritätsstreik getreten waren, zu Streikbrechern wurden. Dass bei ihren Bemühungen, die Arbeiter zur „Vernunft“ zu bringen, die Herren Huë und Sachse von ihren eigenen Pfleglingen Prügel bekamen, ist das Erfreulichste, was die deutsche Bergarbeiterbewegung von 1905 der Nachwelt hinterlassen hat. Das von Herrn Möller angekündigte preussische Bergarbeitergesetz kam wirklich. Es sah so aus, dass sämtliche sozialdemokratische Zeitungen in wütender Entrüstung erklärten, jetzt seien die Bergarbeiter noch übler daran als vorher. Natürlich ist die Aussicht, einen neuen Streik erfolgreich durchzuführen, seither beträchtlich gesunken.

Welcher Unterschied zwischen den deutschen Streikern und den englischen! — Von heute auf morgen legen auf der ganzen Insel eine Million Arbeiter das Werkzeug nieder, ohne Zentraleitung, ohne jahrzehntelange Schulung durch Diplomaten und Advokaten, ohne ängstliches Fragen: dürfen wir auch? — Jeder kennt sein Interesse, jeder hat eigene Initiative, jeder beschliesst nach eigenem Willen. Aber gerade darum ist Einigkeit in der Menge, gerade darum Solidarität und Entschlossenheit. Schon schliessen sich andere Organisationen an. Die Eisenbahner weigern sich, Kohlen zu befördern, die belgischen und französischen Seeleute weigern sich, Kohlen, die für England bestimmt sind und — natürlich! — aus Deutschland kommen, zu verladen und übers Meer zu fahren. Im ganzen Land steigen die Kohlenpreise ins Unerschwingliche, und die Arbeiter werden ihre Ansprüche durchsetzen, weil sie sich nicht auf gefüllte Kassen verlassen, sondern auf ihre wohlangewandte Energie, und weil sie

sich nicht von besoldeten Führern kommandieren lassen, sondern den eigenen Verstand nach dem Rechten fragen.

Mit Geld kann nie ein Streik gewonnen werden, weil auf der andern Seite stets mehr Geld ist. Von einer Zentralmacht kann nie ein Streik dirigiert werden, weil die, die mit ihrem eigenen Leibe für ihre eigene Sache kämpfen, keine Tatkraft haben können, wenn sie nicht selbst beschliessen dürfen was not tut. Wehe der Arbeiterbewegung, die Politikern in die Klauen gerät, denn die kümmert nicht die Arbeiterbewegung, sondern die Politik. Werden die deutschen Arbeiter von den englischen lernen? — Sie werden nicht. Sie werden wählen und wieder wählen und immer wählen. Die Gewählten aber haben keine Zeit, sich um Arbeiterfragen zu kümmern. Sie müssen streiten und schachern, wer bei ihren Beratungen das Präsidium führen soll, und sie müssen untereinander darum raufen, ob ein Sozialist den Hofknix machen darf oder nicht.

Seit der Niederschrift der vorigen Betrachtung kommen aus Dortmund und Essen täglich Nachrichten, die es wahrscheinlich machen, dass beim Erscheinen dieses Heftes die Bergarbeiter des Ruhrreviers von neuem im Streik stehen werden. Das jämmerliche Verhalten der dem „alten Verbände“ eng verbündeten „christlichen“ Gewerkschaften zeigt, dass die Initiative auch diesmal wieder von den Arbeitern ausgeht, die, durch die Erfahrungen von 1905 gewitzigt, hoffentlich den eigenen Entschlüssen mehr vertrauen werden als den diplomatischen Kunststücken der Zentralverbands-Leiter. Die föderalistisch organisierten Syndikalisten, die zumeist radikal-sozialistische und anarchistische Tendenzen verfolgen, haben im Streikbezirk erfreulich starken Einfluss. Ihre zweckbewusste Beratung wird voraussichtlich ein zu frühes Paktieren mit den Zechenbesitzern und ein Eingehen auf Vermittlungsvorschläge der zur Aufrechterhaltung der kapitalistischen Einrichtungen erkorenen Regierung zu verhindern wissen. Die gleichzeitige Ruhe der Bergwerke in England und Deutschland muss in kürzester Frist den Kohlenmangel in ganz Europa so nachdrücklich fühlbar machen, dass der Lebenswille der gesamten Bevölkerung einen Vergleich nach dem Diktat der Arbeiter erzwingen wird. Die Streikenden können nicht laut genug

vor den Vertröstungen ihrer Führer auf eine gelegeneren Zeit gewarnt werden. Mag das englische Beispiel anfeuernd auf sie wirken, damit wir endlich einmal auch in Deutschland einen energisch durchgeführten Wirtschaftskampf erleben. Die Engländer haben die Vergleichsvorschläge ihrer Regierung abgelehnt und sich damit das Missfallen der liberalen Zeitungen zugezogen. Denen, die nach der Sympathie des Bürgertums schießen, sei gesagt, dass sie immer nur solange dauert, wie das Interesse der Grubenaktionäre nicht gefährdet ist. Sobald eine Einschränkung der Ausbeutungsmöglichkeit der Arbeitskräfte akut zu werden droht, ist die ganze arbeiterfreundliche Bourgeoisie nicht nur mit der Zusammenziehung zahlreicher Gendarmerie im Streikgebiet einverstanden, sondern zetert auch noch nach Maschinengewehren und Standrecht. Die Arbeiter des Ruhrreviers sind als mutige Kämpfer bewährt. Sie warten nicht, bis die Unternehmer sie bei entsprechender Konjunktur ausperren, und müssen daher nicht, wie vor zwei Jahren die Bauarbeiter und jetzt wieder die Schneider, notwendig die Schwächeren bleiben. Es ist zu hoffen, dass durch ihre entschlossene Offensive die durch die schlappe Betulichkeit der parlamentarischen Klugschnacker arg misskreditierte deutsche Gewerkschaftsbewegung neue Kraft und Festigkeit gewinne.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Mittags wurde mir eine Graupensuppe gebracht, in der hier und da Rindfleischfetzen schwammen. Mir grauste allmählich vor den Suppen, und ich fragte, wie es denn eigentlich mit meiner Selbstbeköstigung bestellt sei. Der Aufseher erklärte mir, dass ich das eher hätte sagen müssen, und dass er mir jetzt nichts holen könne. So zwang ich also wieder meine Suppe herunter und ass das klitschige Brot dazu. Aber nachmittags, als ich fast am Ende der zweiten Schmidtschen Erzählung war, kam ein uniformierter Herr in meine Zelle, der mir mein Briefpapier nebst Bleistift brachte (nachdem kurz vorher schon auf mein energisches Bitten der Wärter zwei Bogen Schreibpapier nebst Tinte und Feder gebracht hatte), und fragte nach meinen übrigen Wünschen. Ich hielt den Herrn zuerst für einen Oberaufseher, nachdem ich ihn aber mehrfach so betitelt hatte, nahm er vor einigen Tagen eine Gelegenheit wahr, um mich darüber aufzuklären, dass er der Inspektor sei und das ganze Gefängnis unter sich habe. Ich kann sagen, dass ich an diesem Inspektor hier meinen besten Freund, meine zuverlässigste Stütze habe. Der Mann erleichtert mir das Leben, soviel er irgend kann und

hat mir tatsächlich schon soviel geholfen und genützt, dass ich ihm aus dieser unangenehmen Zeit ein sehr gutes Andenken bewahren werde. Zunächst orientierte er mich über die Methode, zu der genehmigten Selbstbeköstigung zu gelangen, indem er mir eine Speisekarte des Restaurateurs Fahrland überbrachte, mit dem die Gefängnisverwaltung das dort Bezeichnete mit angegebenen Preisen vereinbart habe. Ich solle nur täglich aufschreiben, was ich haben wolle und morgens den Zettel für den ganzen Tag abgeben. Zum Essen erlaubte er mir, täglich zwei Flaschen Bier zu trinken, Charlottenburger Schlossbräu, dessen Qualität er mir sehr pries. Ich bestellte noch für den gleichen Abend ein Schnitzel mit Kompott nebst zwei Flaschen Bier und für den nächsten Morgen schwarzen Kaffee mit zwei geschmierten Brötchen. Dann bat ich den Inspektor inbrünstig, mir das Rauchen zu gestatten. Ich hatte dieses Anliegen schon dem Assessor B. vorgetragen, der hatte mich aber damit an den Arzt verwiesen, einen Herrn, den ich bis zum heutigen Tage noch nicht zu Gesicht bekommen habe. Ich setzte dem Inspektor auseinander¹⁾ dass ich gewöhnt sei, täglich 10, 12 bis 15 schwere Zigarren zu rauchen, und dass mich die zwei Tage, die ich das Rauchen jetzt entbehren musste, schon ganz schwermütig gemacht hätten. In der Tat glaube ich, dass ziemlich arges Kopfweh und viele sehr quälende Gedanken, die mich hier bedrücken, bei hinlänglichem Zigarren-genuss vermieden werden könnten. Ich bat also, mir von den neun Zigarren, die ich auf der Reise nach Zürich rauchen wollte, jeden Tag wenigstens zwei zu bewilligen. Der Inspektor versicherte mir, dass er mir ohne ausdrückliche Genehmigung keine geben dürfe, als ich ihm aber begreiflich machte, dass meine Gesundheit bei weiterer Nikotinenthaltsamkeit nach meinem Gefühl Schaden leiden müsse, erklärte er endlich, dass er mir zwei Zigarren heraufschicken wolle und die Bewilligung dazu nachholen werde. Ich gestehe, dass ich dem Manne sehr dankbar war und bin.

Nachdem er mich allein gelassen hatte, schrieb ich zuerst auf das Gefängnispapier, das so gekniff war, dass der Briefbogen gleichzeitig das Kuvert darstellte, zwei Briefe: an Landauer und an Caro, worin ich eine Reihe von Wünschen über Massnahmen äusserte, die mir für meine Verteidigung wichtig schienen. Vor allem bat ich Landauer, meinen Artikel „Neue Freunde“¹⁾, in dem ich über meine Absichten mit den „Vagabunden“ berichtete und seine Auseinandersetzung über die rechtliche Beziehung des Sozialistischen Bundes zum Vereinsgesetz an Caro und an Bernstein zu schicken, und Caro bat ich, mir Lektüre zu bc.,jrgen. Ob alle Briefe, die ich von hier absende, ihr Ziel erreichen, weiss ich nicht. Auf eine

¹⁾ „Sozialist“ vom 1. August 1909 (Jahrg. I. Nr. 12).

ganze Fülle von Briefen, die ich schrieb, ist gar keine Antwort gekommen. Von Wohl erhielt ich am dritten November ein Telegramm, das am ersten abgesandt war und in dem er versprach, er werde „noch heute“ schreiben. Ein Brief von ihm ist aber bis jetzt nicht in meine Hände gelangt. Ausser diesem Telegramm brachte mir die Post in der ganzen Zeit meines Aufenthaltes hier nur eine Postkarte und eine Nummer der „Schaubühne“ . . . Ob nun in der Regel meine Briefe nicht befördert werden, oder ob die Briefe an mich nicht abgeliefert werden, entzieht sich meiner Beurteilung. Vielleicht kommt vieles, was irgend etwas an Wünschen, Meinungen und dergleichen enthält, was sich auf meine „Straftat“ bezieht, einfach zu den Gerichtsakten. Dass seit einer vollen Woche kein Brief an mich geschrieben sein sollte, halte ich für ausgeschlossen. Jedenfalls wirkt diese Unsicherheit im Verkehr mit der Aussenwelt auf mich äusserst deprimierend.

Fortsetzung folgt.

„M. N. N.“

Nördlich von Augsburg wohnen die Preussen, östlich von Rosenheim die Schlawiner. Der von diesen beiden Völkerschaften flankierte Winkel begrenzt den Wirkungsbezirk der „Münchener Neuesten Nachrichten“.

Man könnte meinen: Zeitung ist Zeitung, Schmock ist Schmock, die „M. N. N.“ aber sind eine lokale Münchener Angelegenheit, die jenseits von Augsburg und Rosenheim keine Seele interessiert. Mich dünkt jedoch die Aufgabe lohnend, einmal an einem Musterbeispiel aufzuzeigen, welche Jämmerlichkeit in den Bergen Lese-papiers gespeichert ist, aus der der deutsche Bürger beim Frühstück, beim Abendbrot und bei der Verdauung seine geistige Nahrung zieht.

Um meine Ansicht über das Münchener Zentral-Intelligenz-Organ vorweg in einem Satze zusammenzufassen: Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ schlagen in intellektueller Hinsicht an Dummheit, in ethischer Hinsicht an Gesinnungslosigkeit unter allen deutschen Zeitungen jeden Rekord. Diese Meinung spreche ich unter ausdrücklicher Wahrung meiner sehr geringschätzigen Beurteilung sämtlicher übrigen in München oder sonstwo erscheinenden Tagesblätter aus. — Und ich gehe noch weiter und behaupte: Die Kümmerlichkeit und Indolenz der „Münchener Neuesten Nachrichten“ trägt als wesentliches Moment zur Stagnation im Münchener Geistesleben bei.

Vom Ochsen kann man bekanntlich nicht mehr verlangen als Rindfleisch, von einer liberalen Zeitung also nicht mehr als schwankenden Charakter. Von einer einigermaßen intelligenten Redaktion

sollte man aber erwarten dürfen, dass schneller Wechsel in der Beurteilung dieser oder jener Angelegenheit durch allmähliche Uebergänge wenigstens notdürftig verdeckt wird. Hat z. B. das „Berliner Tageblatt“ einmal eine Weile in orgiastischer Arbeiterfreundlichkeit geschwelgt, und es entsteht in irgendeinem Gewerbe ein Konflikt zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, so geschieht die von der Rücksicht auf die kapitalkräftigen Abonnenten gebotene Schwenkung so vorsichtig und geschickt, dass später an der Börse kein Mensch mehr Weiss, wie eng das gesinnungstüchtige Blatt noch vor kurzem den beehrlichen Massen verbündet war. Auf der Redaktion der „M. N. N.“ aber wird mit der rechten Hand schon ein konservativer Artikel geschrieben, wenn die linke noch von roter Tinte klebt.

Heute alldeutsch, morgen kosmopolitisch; heute Preussen in Deutschland voran, morgen bayerisch-partikularistisch; heute anglophil, morgen Krieg mit England; heute droht der temperamentvolle Dr. Hirth mit der Revision der monarchischen Gefühle, morgen wird gedampft, besänftigt, gebremst und eine Devotion vor der Dynastie an den Tag gelegt, dass sich einem der Magen umdreht. Hält irgend ein Freidenker und Hornachäffer in München atheistische Sonntagspredigten, so ist man stramm gottlos; spricht im Kindkeller ein abgesetzter protest-protestantischer Pfarrer, so beschimpft man mit ihm vom christlichen Standpunkt her die protestantische Kirche; geht's gegen den Katholizismus, wird der evangelische Glaube als einzig seligmachend empfohlen, und am Fronleichnamstag trieft man über von katholischer Frömmigkeit. Nicht anders wird's mit der Sittlichkeit gehalten: wo sich Autoritäten für freie Kunstübungen einsetzen, kann es gar nicht nackt genug hergehen, tagt aber gerade ein Kongress zur Bekämpfung von „Schmutz und Schund in Wort und Bild“, dann verdreht man die Augen und das Kausen vollführt seine moralischen Grotesk tänze unter der Cimbelbegleitung liberaler Tugendwächter. Vermutlich ängstigt man sich vor der Möglichkeit, der Kongress könnte bei seiner Jagd nach dem „Schund in Wort“ einer Nummer der „M. N. N.“ habhaft werden. Dass die moralische Entrüstung über Prostitution und Kuppelei im redaktionellen Teil des Blattes mit gewissen Anzeigen im Inseratenteil oft in amüsantem Gegensatz steht, braucht nicht aufzuregen. Das ist fast überall so, und in Wien gibt es zum Nachweis solcher Diskrepanzen seit vierzehn Jahren ein Spezialorgan.

Am wüstesten sieht es im Feuilleton aus. Die Langweiligkeit der Abhandlungen in allen Ehren. Das Publikum soll wohl darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Essays lediglich dem Zweck der Raumausfüllung zu genügen haben. Dass die Romane unter dem Strich minderer Durchschnitt sind, mag auch hingehen. Gute Romane, noch dazu Erstdrucke, kosten viel Geld, und das spart

man am besten da, wo Kulturbedürfnisse berücksichtigt werden müssen. Aber man überwinde sich einmal und sehe sich an, in welcher Weise die Kunststadt München von ihrer grössten Zeitung über die aktuellen Vorgänge im künstlerischen Leben orientiert wird. Den einzelnen Kritikern soll gar kein Vorwurf gemacht werden. Man hat oft den Eindruck, als ob sie es viel besser wüssten, als sie es aussprechen dürfen. In den Berichten über Theater, Musik und bildende Künste werden Eiertänze aufgeführt, die jeden Variété Jongleur beschämen können. Niemals ein freies, kräftiges Wort für etwas Neues, Unerhörtes, Besonderes, niemals ein männliches Eintreten für einen Verkannten, niemals eine Derbheit gegen ein überschätztes Werk gegen einen Chlarlatan und Bluffer. Was der Geschmack der Masse gebilligt hat, ist sakrosankt, was er ablehnt, ist Tabu. Kultiviertere Nerven empfangen aus den Ausschleimungen solcher Kritiken nichts als Ekel und Wut.

Häufig liest man in den Zeitungen die geschwollene Selbstanpreisung, dass aus ihren Urteilen der Geschmack der Menge geläutert und gebildet werde. Das Gegenteil trifft zu. Die Meinung der Käsehändler wird aufgefangen, mit einer gebildeten Sauce Übergossen und splchen, die lernen möchten, die unsicher sind in ihren künstlerischen Urteilen, als letzte Wahrheit serviert.

Dass es aber bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ Absicht ist, nur dem untergeordneten Geschmack zu schmeicheln, dafür kann der Beweis erbracht werden. Ueber das, was auf dem Gebiete der Kunst in München vorgeht, kann sich hier jemand, der in die Berichte seines Leiborgans Zweifel setzt, zur Not auch selbst unterrichten und dann lächelnd gestehen, dass der Kritiker, den er nachprüfen wollte, aufgesessen ist oder aber seine Aufgabe sehr oberflächlich genommen hat. Man wünscht aber auch zu wissen[^] wie die Dinge in Berlin stehen.

Der Berliner Korrespondent der „Münchener Neuesten Nachrichten“ heisst Richard Nordhausen. Der Herr braucht hier kaum charakterisiert zu werden. Er ist Redakteur einer der reaktionärsten Zeitungen, die je auf dem Sumpfe deutscher Volksaufklärung erblüht sind. Das weiss man in der Sendlingerstrasse genau so gut wie ich es weiss. Herr Nordhausen (auch unter dem Namen Caliban peinlich bekannt), ist preussisch-konservativ, antisemitisch und jedem Fortschritt, jeder Entwicklung im Grunde seines Herzens abgeneigt. Dieser Herr versorgt München mit Mitteilungen über das Berliner Kulturleben, wobei er konsequent das Gute, Förderliche, Neue beschimpft und in den Dreck zieht, die überlebte Mittelmässigkeit aber streichelt und preist. Aber er schreibt ja nur fürs Feuilleton, er ist ja nur Plauderer unterm Strich: die Männer, deren kräftige Konstitution die Verantwortung für die „M. N. N.“ aushält, scheinen

nicht zu wissen, dass alle Gemeinschaft unter den Menschen in ihren äusseren Formungen abhängig ist von den kulturellen Grundlagen ihrer Gesittung. Wird diese Gesittung — unter Hinzuziehung des Herrn Nordhausen — künstlich gebogen, so kann eine liberale Gestaltung (das malträtierte Wort „liberal“ hat ursprünglich eine sehr gute Bedeutung), der öffentlichen Dinge nicht erwartet werden. — Den „Münchener Neuesten Nachrichten“ kann also bloss der Rat erteilt werden, ihren Liberalismus entweder oder sich selbst aufzugeben (von ihrem „Geiste“ möchte ich doch lieber nicht reden). — Dass München ohne sein Intelligenzblatt ohne Nachrichten über die Vorgänge bei den Preussen und Schlawinern bliebe, wäre nicht zu befürchten. Auch heute schon hat man die Mitteilungen, die die „M. N. N.“ im Morgenblatt bringen, meistens am Abend vorher bereits in einer Berliner Zeitung vom vergangenen Tage gelesen. Daher ja der Name: „Neueste Nachrichten“.

Bemerkungen.

Die Stimmrechts-Amazonen. Es scheint am Platze, dem törichtem Hohn gegenüber, mit dem allgemein die Bemühungen der englischen Wahlrechtskämpferinnen betrachtet werden, das Streben dieser Frauen und die Versuche, ihr Ziel zu erreichen, in respektvoller Form zu kritisieren. Schon dass wirklich von Kämpferinnen gesprochen werden darf, und dass ehrliche Leidenschaft ihr für Frauen sehr ungewöhnliches Vorgehen leitet, zwingt zu Achtung und Gruss. Zehntausende am Leben der Gesamtheit beteiligte Frauen sind zu der Erkenntnis gekommen, dass sie neben den Pflichten, die ihnen die Gesellschaft auferlegt, auch Rechte zu beanspruchen haben, und da ihre Pflichten gegen den Staat die gleichen sind wie die der Männer, so verlangen sie auch die gleichen Rechte, zu allernächst das Recht, an der Legislative aktiv teilzunehmen. Ihre Schriften, Petitionen, Resolutionen hat man ignoriert, man hat geglaubt, über die Wünsche der Frauen mit einem Achselzucken hinweggehen zu dürfen. Dieses Verhalten hat die natürliche Antwort provoziert: fand die Diskussion kein Gehör, so musste man die Ohren der Männer durch Lärm willig machen. Man musste die Bewegung inszenieren, die die ganze Oeffentlichkeit als Zeugin reklamierte, um der Missachtung der massgebenden Männer wirksam zu begegnen. Wenn eine so grosse Zahl Frauen, wie sich in London an den Strassendemonstrationen zur Erringung des Frauenwahlrechts beteiligt, den Entschluss fassen kann, in rebellischer Haltung durch die Strassen zu ziehen, Fenster einzuwerfen und die kleinen Fäuste drohend und kampfbereit gegen die von starken Männermuskeln bediente Staatsgewalt zu erheben, dann gehört schon die ganze stupide Arroganz einer auf dem Vorurteil von der Ueberlegenheit des Mannes aufgebauten Kultur dazu, um den Ernst des Wollens dieser Frauen zu bezweifeln. Es ist beschämend für das sittliche Niveau der Männer, dass ihnen erst gesagt werden muss, dass es keine Pose sein kann, wenn sich Frauen scharenweise unter den Dächern ihrer Gatten und Kinder

weg um einer Idee willen ins Gefängnis setzen lassen.

Was die Forderung der weiblichen Demonstranten selbst angeht, so wissen meine Leser, wie weit ich davon entfernt bin, die Einführung des Frauenwahlrechts für einen kulturellen Fortschritt zu halten. Dass die Frauen nicht wählen dürfen, ist gewiss albern und ungerecht, da nun einmal der Parlamentarismus als eine freiheitliche Errungenschaft gilt. Aber man möchte wünschen, dass so entschlossene Vertreterinnen ihres Geschlechts sich für wichtigere Dinge aufopferten, als für Männerrechte, die keine Rechte sind. Die Verweigerung der politischen Mitwirkung ist unter den Missethungen, denen die Frauen in allen Ländern ausgesetzt sind, die gleichgültigste. Ist es ihnen um freieren Atem zu tun, so sollten sie ihre Anstrengungen zunächst auf eine würdigere Einschätzung ihrer persönlichen Lebensbedürfnisse richten. Solange das private Tun des Weibes der Kontrolle der Männer untersteht, solange die geschlechtliche Unerfahrenheit des Mädchens von der Gesellschaft als Wertmass der Tugend Geltung hat, solange das sexuelle Leben der Frauen ausserhalb der staatlich gestempelten Ehe als verächtlich und unsittlich angesehen wird, solange wird das weibliche Geschlecht in der Tat dem männlichen untenan sein, und solange sollten die Frauen nicht nach äusserlichen Gleichberechtigungs-Titeln greifen. Eine Frau, die sich schämt, Mutter illegitimer Kinder zu werden, hat keinen Anspruch auf Aemter, für die Energie, Selbständigkeit und eigene Verantwortung gefordert werden. Mögen sich die Frauen zunächst einmal von den Vorurteilen einer prüden Moral befreien, mögen sie in ihren persönlichen Entschliessungen den eigenen Willen statt des Urteils der Mitmenschen bestimmen lassen, dann werden sie sich bei den Männern schnell genug die Achtung verschafft haben, die auch ihren politischen Wünschen den erforderlichen Nachdruck geben wird, — zumal in England.

Die Geheimnisse von Czenstochau. Die Berichte über die Vorgänge im Kloster von Czenstochau lesen sich wie eine romantische Erzählung aus der Renaissance-Zeit: Kirchenraub, sexuelle Orgien, Ehebruch, Mord — alles mit abenteuerlichen Finissen garniert, alles von den patientierten Hütern christlicher Demut und Frömmigkeit exekutiert. Bruder Macoch wird ja wohl von den sibirischen Bergwerken nicht zurückkehren, und der ums Heil der Kirche besorgten Menschheit bleibt die Zuversicht, dass soviel klösterliche Niedertracht nie wieder an der Rampe des öffentlichen Theaters erscheinen wird. Ueberaus beruhigend muss auch die Versicherung des Anklagevertreters wirken, der zu Beginn seines Plaidoyers die Erklärung abgab, die Mutter Gottes von Czenstochau werde trotz der bedauerlichen Entgleisungen ihrer priesterlichen Anbeter ihre wunderthätige Wirksamkeit keineswegs einstellen. Der ermordete Waclof drehte sich bei diesen Worten des Staatsanwalts im Sofa um.

Ein Opfer seines Berufs. In Berlin wurde ein Herr arretiert, der sich bei jüngeren Strassenpassanten männlichen Geschlechts dadurch unbeliebt gemacht hatte, dass er ihnen, ohne seinerseits sinnliche Begierden zu erregen, zärtliche Anträge stellte. Et legitimierte sich der Polizei als Pastor a. D. und ist identisch mit einem eifrigen

im Evangelischen Bunde an bevorzugter Stelle tätigen Bekämpfer der Unsittlichkeit. Nun wird er sich vor dem Strafgericht verantworten müssen. Es kann ja aber auch nicht ausbleiben, dass die ständige Sorge um die Moral der lieben Nächsten und mithin die unausgesetzte Beschäftigung mit sexuellen Dingen die Geschlechtsnerven scheusslich strapazieren muss, und so strauchelt denn der sittliche Mensch viel leichter als der unsittliche. Dass aber die jungen Leute dem Herrn Pastor samt und sonders einen Korb gegeben haben, muss das Missgeschick unseres Tugendpredigers besonders beklagenswert erscheinen lassen. Hätte er wenigstens etwas von seinen Bemühungen gehabt !

Bittingers Fehltritt. In allem muss es die Münchener Polizei der Berliner nachtun. Schutzmanns-Helmspitzen, Zensur-Verbote, Schliessung der Bordelle, Anarchistenprozesse — eins nach dem andern hat man den preussischen Brüdern abgekuckt, und nachdem Herr v. Jagow eine moralische Affaire gehabt hat, durfte natürlich in München ein „Fall Bittinger“ nicht ausbleiben. Eine ungeschickte Hand hat die Münchener Polizei in all ihren Unternehmungen gezeigt, und so ist auch der bisherige Leiter der Kausen-Filiale in der Weinstrasse nur recht bescheiden fehlgetreten. Um sich über sein Pech amüsieren zu können, muss man zunächst schon den Ekel gegen die Sensationskulis hinunterschlucken, die nach drei Jahren die von der Polizeihand getätschelten Mädchenhöschen ins Licht gehängt haben. Man wird von mir schwerlich erwarten, dass ich mich in sittlichen Entrüstungskrämpfen winden sollte, weil der Chef der Münchener Sittenpolizei in der Sektlaune beim Bal paré einer jungen Dame an die Beine gelangt hat. Ich werde mich hüten, eine Handlung zu verurteilen, zu der ich jederzeit selbst kapabel wäre. Immerhin möchte ich aber eine gelinde Schadenfreude nicht verhehlen, die mir von der Betrachtung erweckt wird, dass die — an sich recht schäbige — öffentliche Breitwältung einer solchen Angelegenheit ausgerechnet einen Mann angeht, dem Gott das Amt gab, den Lebenswandel seiner Mitmenschen zu überwachen, einen Mann obendrein, der sich um mich persönlich sehr ausgiebig bemüht hat. Er hat mir meine Koffer durchwühlen lassen, er hat mich eingesperrt, und er hat bei seiner verdienstvollen Vorarbeit zur Inszenierung des Sollerprozesses den redlichsten Eifer gezeigt, mir in meiner Verbindung mit den Münchener Strizzi und Lustknaben (die allesamt keine Florentiner oder Capueser sind) innigere als nur kameradschaftliche Beziehungen nachzuweisen. Nun wissen wir also, dass auch in dieser keuschen Brust menschliche Gefühle wohnen. Ich meine, man kann über die Tatsache ruhig zur Tagesordnung übergehen, dass der derzeitige Stuttgarter Polizeidirektor einmal seiner Tischnachbarin unter die Röcke gegriffen hat, zumal er ja, nach seiner eigenen Gerichtsaussage, nichts dabei fand.

KAIN, Heft 10. Inhalt: Der Humbug der Wahlen. — Oaha. — Die Speisung der Armen. — Der Lustmörder.

KAIN, Heft 11. Inhalt: Fasching. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Münchner Theater. — Georg Heym. — Vom politischen Kasperltheater. — Abel. — München-Schilda.



Preßrelationsbureau „hanfa“

Teleph. Amt Moabit 6121 Berlin NW 23  holsteiner Ufer 7 

Inh.: Jng. M. Krause

liefert alle Nachrichten über

Kunst, Literatur, Wissenschaft

schnell — vollständig — preiswert.

Akademisch und literarisch gebildete Sektoren.
Vorzügliche Organisation!



Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genauere Adresse:

Name:

.....
*) Nicht gewünschtes bitte zu durchstreichen.